



## Wenn die Stunden sich gefunden.

Von O. Nautilus.

(Nachdruck verboten.)

Ob den Bruder die Russen oder Japaner in ein Konzentrations-  
gefängnis gesteckt hatten? Ob er überhaupt noch lebte? Der konnte drüber  
nicht anlaufen, denn er war viel zu patriotisch gesinnt, um aus seinem  
Land eine Mördergrube machen zu können. Er führte stets ein freies  
Leben. Auf den war natürlich jetzt nicht zu hoffen. Ozeane lagen zwischen  
ihm und dem Vaterland. So hieß es denn einfach, sich in das Unvermeidliche zu fügen.  
Man konnte ihm auch die beiden Häuser verkaufen, wenn nur sein  
Leben, sein Junge, wieder gesund  
wäre. Für den wollte er gern  
hundert Häuser  
geben. — Der Arzt hatte allerdings  
keine Hoffnung, er hatte ein sehr ernstes Gesicht gemacht; an-  
ders hätte er sich auch wieder  
ausgesprochen. In  
den drei Tagen, vielleicht noch  
einige, sollte die so sehr gefürchtete  
Krankheit eintreten. „Herr, erbarme dich  
über mich!“ flehte das gequälte Vater-  
land für und für. Würde ihr Herr  
Arzt seinen Jammer hören?  
Würde er ihr Gebet erhören? —  
Schreckliche Stunden waren es,  
besonders des Nachts bleischwer  
zu durchleben.

„Ach, der arme Mann mit dem  
schwarzen Samiterherzen, der  
die ganze Welt umarmt  
und nicht unendlich. Er schaute jetzt  
in die Nacht, in Nebel und dunkle  
Wälder. Dennoch tröstete er sich mit  
dem Wort: „Nach Wollen wird der  
Weg blau.““

Unter dieser Angst und Sorge  
kam der Silvesterabend heran.  
Man hatte noch einmal  
den kleinen Weihnachtsbaum  
angezündet und ihn dann ins  
Zimmer getragen vor das  
Bett des Kindes.

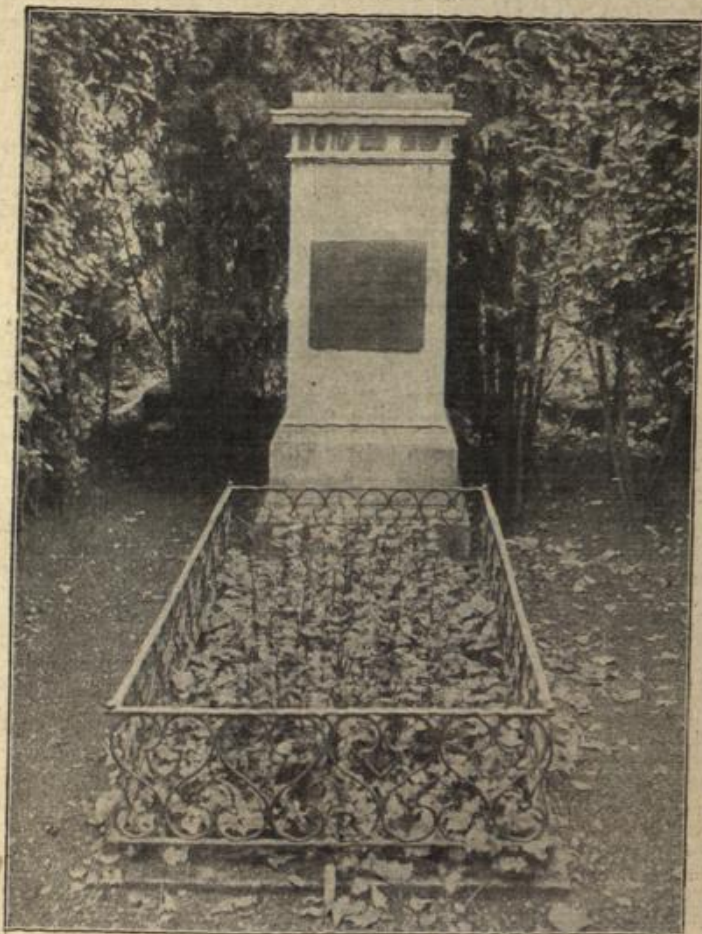
„O, wie jubelte da der Gottlieb  
über der großen Schwäche und des  
verzehrenden hohen Fiebers.  
Er brachte die Mutter herbei, deren  
Augen bei dem Anblick ihres ge-  
liebten Jungen in Tränen  
ausbrachen, und sagte leise, aber  
in klarer Stimme: „Nicht wahr,  
Vater, der Christbaum ist der schönste  
den wir auf Erden kennen?“  
Da schluchzte das zermarterte  
Kind laut auf. Dieses Weih-  
nachtsfest hatte ihr Gottlieb im  
letzten Schuljahre zu Weihnachten bei  
ihrem Vater in der Oberrealschule so

vortrefflich aufgesagt. Ach, damals war er noch so frisch und led ge-  
wesen. Und heute? O Jammer! O Jammer! —  
Und der Vater biß sich vor Kummer fast die Lippen wund, damit  
sein Liebling nur nicht seinen großen Schmerz sah. —

Ferdinand Lebercht, der Bruder des Hauptlehrers, hatte, wie schon  
gesagt, in Yokohama in Japan und in der jenseits des Meeres liegenden,  
während des Krieges mehrfach genannten russischen Hafenstadt Wladi-  
wostok ein gutgehendes Geschäft. Unter anderem lieferte er bis zum  
Ausbruch des Weltkrieges sowohl für die japanische als auch für die  
russische Marine Kohlen, Maschinenteile und andere derartige Artikel.

Er verstand übrigens das Sprich-  
wort: „Wer gut schmärt, der gut  
fährt“, vortrefflich zu benutzen, ohne  
sich aber irgendwie des Betrugens  
schuldig zu machen. Er erzielte nur  
unendlich viel Erleichterungen im  
Geschäftsverkehr dadurch und be-  
hütete sich vor Schikanen, die ei-  
gentlich nichts weiter als Erpres-  
sungen waren. Selbst sehr hohe  
russische Regierungsbeamte erwar-  
teten diese sogenannten „Offene  
Hand“. — Ferdinand Lebercht sprach  
ebenso fließend Russisch, Japanisch,  
Französisch und Englisch, ja, selbst  
Schwedisch, als Deutsch. Er besaß  
eine ausgeprägte Gabe für fremde  
Sprachen. Das sollte ihm jetzt sehr  
nützlich werden.

Seinen vertraulichen Bezie-  
hungen zu den hohen japanischen  
und russischen Beamten verdankte er  
es jetzt, daß es ihm gleich nach erfolg-  
tem Abbruch der diplomatischen  
Beziehungen zwischen Deutschland  
und Rußland bzw. Japan gelang,  
seine fünf kleineren Häuser in Yoko-  
hama und sein großes Haus in  
Wladiwostok zu immerhin noch ver-  
hältnismäßig guten Preisen zu ver-  
kaufen. Und das noch gegen Bar-  
zahlung. Seine Kohlenlager verkaufte  
er unter der Hand an eine rus-  
sisch-japanische Handelsgesellschaft,  
wobei auch wieder tüchtig der Rubel  
für die Russen und Japaner, welche  
die Sache vermittelten und beschleu-  
nigten, rollen mußte. Ebenso ging  
es mit seinen sonstigen Waren. Aber  
er war zufrieden, daß er sie über-  
haupt los wurde. Zuletzt gelang es  
ihm unter natürlich recht beträcht-  
lichen Opfern, gute Pässe zu seiner  
Reise nach Europa zu erhalten. Sie  
lauteten auf den schwedischen Kauf-  
mann „Gustav Adolf Hagelström“. Als  
Reiseziel war Stockholm an-  
gegeben.



Zum 100. Todestag Max von Schemendorfs:  
Das Grabmal auf dem Friedhof zu Co len, woselbst er  
am 11. Dez. 1917 als Regierungsrat plötzlich verstarb.

(By.)

(Phot.: Leipziger Presse-Büro.)

So bestieg er denn wohlgenut in Wladiwostok den sibirischen Zug und trat die Heimreise an. Zuerst ging auch alles gut; aber in Charkow wurde ihm im Wartesaal seine größere leberne Handtasche gestohlen, in welcher sich außer einigen geringen Schmuckstücken, leider auch seine Pässe usw. befanden. Das war nun allerdings eine sehr böse Sache. Was das selbst in Friedenszeiten schon heißen will, als Fremder in Rußland zu reisen und nicht mit den nötigen Legitimationspapieren versorgt zu sein, wer das kennt, der wird diesen Diebstahl vollauf zu würdigen wissen. Nun aber erst gar in Kriegszeiten.

Ferdinand Leberecht war sich der Gefahr, in welcher er schwebte, vollkommen bewußt. — Telegraphieren durfte er um Neuausstellung von Pässen aus den verschiedensten, leicht erklärlichen Gründen nicht und darum schreiben dauerte viel zu lange. Solange konnte er sich unmöglich ohne Papiere in Charkow aufhalten. — Es blieb ihm also nichts weiter übrig, als gehörig den Kubel wieder rollen zu lassen. Das konnte er ja glücklicherweise gut. Das nötige Reisegeld hatte er in guten deutschen Banknoten und zum kleineren Teil in französischem und russischem Goldgeld in seiner Briefftasche. Die große Summe seines beträchtlichen Vermögens befand sich woanders. Jedenfalls sehr verborgen.

In seiner jetzigen gefährlichen Lage konnte er sein Leben und seine Freiheit tatsächlich nur durch Bestechungen aller Art retten.

Es war also am Silvesterabend. — Die Kerzen des Christbäumchens waren längst erloschen. Gottliebs Eltern hatten beschlossen, in dieser für das kranke Kind vielleicht so bedeutungsvollen Nacht unter Gebet und Flehen zusammen zu wachen. Draußen lag tiefer, harter Schnee. Der

„Dich umarmen, mein söter Junge. Der Ferdinand ist's!“  
 „Allmächtiger Gott im Himmel! den schickst du mir!“ rief glückselig der Lehrer.

Schnell öffnete er nun die Türe, schaute in die wohlbekannten Augen des Bruders, zog ihn in den Flur und umarmte und küßte ihn unter Schluchzen und Tränen. Dann rief er leise seine Frau herbei, die bei ihr bis jetzt noch eigentlich unbekanntem Schwager ebenfalls herzlich willkommen hieß. Sie sorgte sofort für heißen Tee und ein Bett im Fremdenzimmer.

Nach dem ersten Austausch von kleineren Begebenheiten erzählte der Organist dem Bruder von seinem kranken Kinde und den sonstigen großen Sorgen, die er augenblicklich hatte.

Da ergriff der Bruder seine Hand und sagte: „Johannes, was können wir für die Rettung aus eurer sonstigen Not, da laß mich mitmachen. Das ist für mich eine Kleinigkeit. Dazu scheint unser Herrgott mich direkt über Sibirien und durch die gräßlichen russischen Stürme hierher gesandt zu haben und das just im rechten Augenblick. Nimm die Pelz da an der Wand ist mit einer großen, großen Summe in deutschem Papiergelde heimlich dir gefüttert. Die Zinsen eines einzigen Vierteljahres reichen hin, um deine Hypothekenschulden zu bezahlen. Sei also frisch und froh, mein alter Junge. Gott lebt noch, wie du siehst. Und er tut noch heute Wunder, wie unser alter Pastor immer im Firmamentunterricht sagte. Erinnerst du dich dessen noch? Lebt er noch? Nein? Schade! War ein lieber Herr! Am 2. Januar zahlst du also die beiden Halunken glatt ihr Geld und damit basta!“

Johannes Leberecht wußte nicht, was er sagen sollte. Wußte nicht



**Durch Artillerie-Feuer der Verbündeten zerstörte italienische Stellung.**  
 (Phot.: Apotrozel, Berlin.)



**Kaiser Karl von Oesterreich belobt einen schon vielfach belohnten Bergführer.**  
 (Phot.: Berl. Ill.-Ges.)

Mond schien hell und klar und die Sterne funkelten in der reinen Luft glänzender denn je; denn es waren achtzehn Grad Kälte. Alles war totenstill auf der Straße. Bei dieser Kälte trieben sich keine Nachtschwärmer mehr umher.

Die beiden bis in den Tod betrübten Eltern rangen unaufhörlich mit dem Herrn über Tod und Leben um das Leben ihres geliebten Kindes. — Ohne daß sie es merkten, waren aber die Atemzüge desselben ruhiger, gleichmäßiger geworden. Es holte tiefer und in größeren Abständen Atem. Auch die lieben kleinen, sonst so starken und festen Hände, die jetzt so dünn und durchsichtig geworden waren, pflückten nicht mehr so unruhig auf der Bettdecke. Sie lagen ganz ruhig da. War ein Engel des Herrn dagewesen und hatte die wunde Brust des Knaben heilend berührt?

Es mochte so gegen 1/4 Uhr sein, als die übliche letzte Straßenbahn vom Bahnhofe heranrollte und in der Nähe des Hauses Leberechts an der Haltestelle still hielt. Bald darauf knisterte unter den anscheinend schweren Schritten eines Menschen der Schnee. Die Tritte näherten sich dem Hause des Organisten. Sie gehörten einem Manne an, der in einem mächtigen Pelz steckte und in der Hand eine größere Reisetasche trug. Er blieb vor dem Hause Leberechts stehen und versuchte bei dem Mondschein die Buchstaben, welche auf dem Porzellan Schilder an der Haustür standen, zu entziffern.

„Richtig, hier wohnt er. Na, denn man zu!“ sagte mit tiefer, dröhnender, halblauter Stimme der nächtliche Wanderer. Dann drückte er auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Bald ertönte die Stimme des Organisten: „Wer ist da?“ rief er.

„Wohnt hier der Organist und Hauptlehrer Johannes Paul Leberecht?“ hieß es draußen.

„Jawohl! Ich bin es selbst. Was wünschen Sie?“ rief Leberecht nun.

wem er zuerst danken sollte; seinem Herrgott oder dem Bruder. Tränen rollten ihm in den langen Bart. Dann schlich er leise die Türe hinauf zu seiner Frau und brachte ihr die frohe Botschaft. Bei ihr sank er am Bette des Kindes nieder und priesen ihren barmherzigen Herrn hier wieder sichtlich ein Wunder getan hatte.

Jetzt wurde aber der Heimgekehrte ins Bett gebracht. Es war die höchste Zeit dazu; denn die Hähne fingen schon an zu krähen.

Ferdinand Leberecht schlief mit dem schönsten Gedanken an Gott benützt zu werden, seines Bruders Retter zu sein.

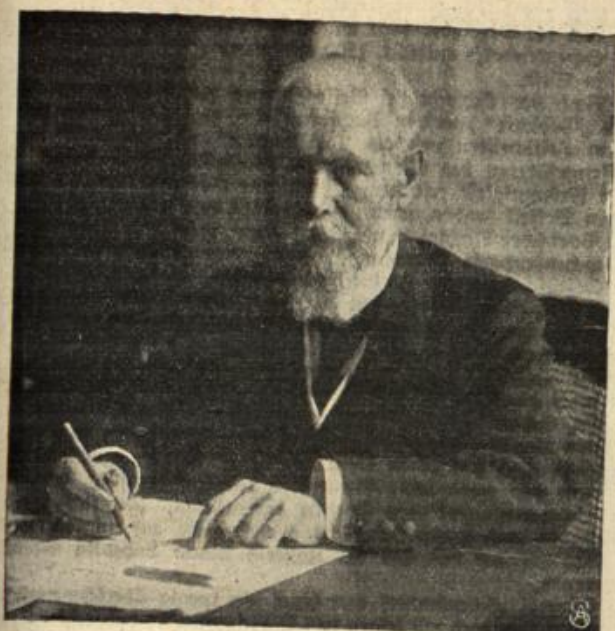
Noch eine andere Rettung hatte sich unter den Flügeln der Nacht vollzogen. Für den kleinen Gottlieb war die Krisis dagewesen und der Herr hatte sie gnädig zum Guten gewendet. Er erwachte nach tiefem Schlafe ganz fieberfrei und sichtlich besser. Also auch der Herr Hilfe.

Als die beiden Brüder sich am 2. Januar auf den Weg zu den Gläubigern machten, erfuhren sie unterwegs, daß die beiden Männer in der verflochtenen Nacht wegen verschiedener Veträgerungen erneuten Kriegswucher verhaftet worden wären. Also zum Glück Ein Gotteskind hatten sie erwärmen wollen, waren aber selbst die Hände des lebendigen Gottes gefallen. Und das ist fürchterlich! Schrecklich!

Nun jubelte die Seele des Organisten in tiefster Dankbarkeit. Er hatte sich das schöne Wort bewahrt:

„Wenn die Stunden sich gefunden,  
 Bringt die Hilf' mit Macht herein.“





Dr. Franz Caspar,  
der neuernannte Unterstaatssekretär im  
Reichswirtschaftsamt.



Geheimrat Dr. Friedberg,  
der neuernannte Vizepräsident des preußischen  
Staatsministeriums.

### Mar von Schentendorf.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Todestage.  
Von Ernst Edgar Reimördes.

(Nachdruck verboten.)

Die Zeit nationalen Aufschwungs während der Befreiungskriege, der Völkerfrühling, jene Epoche voll gesunder Tatkraft und freier Lebensentfaltung, in der ein neues Morgenrot über dem gedemütigten Vaterlande aufleuchtete, entzündete auch in den Herzen der Dichter die Flamme heiliger Begeisterung. Leier und Schwert waren das Symbol der Freiheitsjäger und Mitkämpfer in dem großen Streit, unter denen neben Theodor Körner Mar von Schentendorf an erster Stelle genannt zu werden verdient. Gerade in unserer Zeit des gewaltigen Völkerringens ist es eine Ehrenpflicht, des edlen Freiheitskämpfers und begeisterten Patrioten zu gedenken, dessen Todestag am 11. Dezember zum hundertsten Male wiederkehrt.

Gottlob Ferdinand Maximilian von Schentendorf wurde am 11. Dezember 1783 zu Tilsit geboren. Daß aus ihm kein verbitterter Sonderling geworden ist, hatte er allein sich selbst und den Freunden zu verdanken, die er im Leben fand, denn der Einfluß des Elternhauses war nicht dazu angetan, ihn zu einem gesunden, fröhlichen Menschen zu erziehen. Der Vater des Dichters, Georg von Schentendorf, ehemaliger Leutnant, späterer Kriegsrat und Besitzer des Gutes Leutonischken bei Tilsit, war ein launenhafter, kleinlicher Charakter, übertrieben streng in

der Erziehung seiner Kinder, die infolgedessen kein Vertrauen zu ihm gewinnen konnten und ihm stets fremd blieben. Die Mutter, eine Tochter des Predigers Rarius in Tilsit, eine höchst phantastische Frau, neigte zu Exzentriktäten; sie lebte getrennt von ihrer Familie auf ihrem bei Königsberg gelegenen Gute Nesselbed, wo sie in höchst eigenartiger Weise die Landwirtschaft betrieb, schriftstellerte und philosophischen Studien nachging. Nur bisweilen kam sie besuchsweise nach Leutonischken. In der Königsberger Gegend erzählte man sich Jahrzehnte nach ihrem Tode noch Geschichten von der wunderlichen Frau; das Volk glaubte, sie ginge auf Nesselbed um und viele wollten sie in Neujahrsnächten in ihrem mit vier Pferden bespannten Wagen gesehen haben.

Es ist nur allzu natürlich, daß sich infolge des wenig erfreulichen Verhältnisses zu den Eltern die Sympathien des kleinen Mar von Schentendorf mehr seinem 1785 geborenen, späterhin bei Baugen tödlich verwundenen Bruder Hans zuwandten — eine 1789 geborene Schwester starb früh —, mit dem ihn trotz der Verschiedenheit ihrer Interessen eine innige Zuneigung verband.

Im Alter von fünfzehn Jahren bezog Schentendorf, der bis dahin privatim unterrichtet worden war, die Universität Königsberg, wo er jedoch seine plötzlich gewonnene Freiheit allzusehr ausnützte, so daß ihn die Eltern „zur Besserung“ nach einem bei Preußisch-Holland im sogenannten Oberlande gelegenen Dorfe Schmauch zu einem Pastor Doktor Hennig schickten. Nach zweijährigem Aufenthalt in der Einsamkeit bewilligte ihm die Mutter die Mittel zur Fortsetzung seiner Universitätsstudien, da der Vater kein Geld hergeben wollte. So kam Schenten-



Besuch des Grafen Czernin in Berlin: Graf Czernin und Hindenburg  
verlassen nach einer Konferenz das Auswärtige Amt.  
(Phot.: Vert. Ill.-Ges.)



Geheimrat v. Payer,  
der neue Vizekanzler des  
Deutschen Reiches.

dorf Ende 1803 wieder nach Königsberg. Hier besuchte er mit Eifer rechts- und staatswissenschaftliche Vorlesungen, nebenbei vernachlässigte er aber auch die Poesie nicht. In späteren Jahren (1811 bis 1812) nahm er noch an Delbrücks Vorlesungen über Aesthetik teil.

1805 verließ Schenkendorf die Universität und ging, da er vor Ablegung des Examens ein Jahr praktisch tätig sein mußte, nach Waldau, unweit Nesselbeck, zum Amtsrat Werner, in dessen Hause er freundliche Aufnahme fand. Die Gattin des Amtsrats interessierte sich für Schenkendorfs dichterische Versuche und förderte diesen in jeder Weise. In Waldau beschäftigte Schenkendorf sich viel mit den Schriften Klopstocks, Goethes und Schillers, dessen Wallenstein ihn besonders begeisterte.

1806 kam Schenkendorf als Kammerreferendar nach Königsberg, wo er bei seiner Großmutter Katrius lebte, und nun besserten sich auch seine äußeren Verhältnisse ein wenig, denn bis dahin hatte er sich sehr einschränken müssen. In Königsberg verbrachte er im Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, wie dem auch als Dichter bekannt gewordenen Ferdinand von Schrötter, mit welchem er im Sommer 1807 die Zeitschrift „Vesta“ herausgab, die bereits im Dezember von Napoleon unterdrückt wurde; mit Achim von Arnim, Kapellmeister Reichardt, H. Friedländer und anderen mehr eine äußerst glückliche Zeit. Damals wurde der Dichter auch in den Kreis der schon immer von ihm hochverehrten Königin Luise gezogen, die mit ihrem Gemahl in Königsberg weilte.

In jener Zeit, in welcher des Vaterlandes Erniedrigung schwer auf allen lastete, sang Schenkendorf seine ersten Kriegslieder, die großen Eindruck machten und von Mund zu Munde gingen. Auch ein patriotisches Festspiel „Die Bernsteinküste“, mehr lyrisch als dramatisch, entstand in Königsberg und wurde in Gegenwart der Königin Luise auf dem Schlosse des Landhofmeisters von Auerstwad aufgeführt. Wir besitzen nur Bruchstücke davon.

Im Dezember 1812 vermählte sich Schenkendorf in Karlsruhe mit der neun Jahre älteren Henriette Barkay, der Witwe eines Königsberger Kaufmanns, die er bereits in Waldau kennen und lieben gelernt hatte. Heinrich Jung-Stilling und der bekannte Theologe J. L. Erwald fungierten als Trauzeugen. Eine Zeit reifsten Glücks folgte nun; doch bald schon nahte der Abschied von der geliebten Frau. Die Ereignisse des Jahres 1813, die den Aufbruch des Königs von Preußen zum Kampf gegen den Korfen brachten, trieben den Dichter zu den Waffen, und obwohl seine Gesundheit nur schwach und sein rechter Arm infolge eines Duells gelähmt war, unterzog er sich willig den Beschwerden des Krieges. In dieser großen, heiligen Zeit entstanden seine schönsten Lieder, wie das herrliche „Freiheit, die ich meine“, und bald verbreitete sich sein junger Ruhm in deutschen Landen. Nach der Schlacht bei Leipzig, die er mitmachte, verließ Schenkendorf das Heer, da er meinte, als Beamter dem Vaterlande bessere Dienste leisten zu können. Nachdem er eine Zeitlang bei der Zentralverwaltung der Bewaffnungsangelegenheiten tätig gewesen war, erhielt er 1816 eine Anstellung als Regierungsrat in Coblenz, wo er die Militärakten bearbeitete und die Einführung der neuen Gesetze von 1814 und 1815 zu besorgen hatte. Mit Freundschaft und Eattgefühl gelang es ihm, der preussischen Regierung bei der aufgeregten Bevölkerung des Rheinlands wieder Ansehen zu verschaffen.

Da der Dichter in dieser Zeit viel unter Brustbeschwerden und Schwindelanfällen litt, schickte ihn sein Arzt zur See nach Ems, wohin er sich 1817 in Begleitung seiner Gattin begab. Wenn auch vorübergehend Besserung eintrat, so wurde der Kranke doch des Lebens nie mehr froh; die Angstzustände wiederholten sich und am 11. Dezember desselben Jahres, gerade an seinem Geburtstage, nachmittags 5 Uhr, verschied Schenkendorf nach kurzem Todeskampf im Alter von 34 Jahren.

Die Trauer um den Verstorbenen, der sich durch persönliche Lebenswürdigkeit und Herzensgüte ausgezeichnet hatte, war groß; aus allen Teilen Deutschlands trafen Beileidsbezeugungen ein und das Leichenbegängnis am 14. Dezember erstattete sich zu einer gewaltigen Kundgebung für den toten Freiheitskämpfer.

Am 11. Dezember 1861 wurde in Coblenz am Rheinufer ein Denkmal Schenkendorfs enthüllt, 1890 ein solches (eine Schöpfung M. Engeltes) in Lülft.

Nach der Schlacht bei Belle-Alliance (1815) erschienen Schenkendorfs „Gedichte“ zuerst in Buchform; viele derselben hatten bereits vorher in Zeitschriften und als „lose Blätter“ unter den Freunden und Waffengefährten des Dichters weite Verbreitung gefunden. Die von tiefer Frömmigkeit erfüllten „Christlichen Gedichte“ Schenkendorfs, die reichen Beifall fanden, waren bereits 1814 erschienen. 1832 folgte noch ein „Poetischer Nachlaß“ und 1837 kamen „Sämtliche Gedichte“ heraus.

Schenkendorfs Schöpfungen sind größtenteils Gelegenheitsgedichte und Gesellschaftslieder. In den frühesten Dichtungen finden wir Anklänge an Goethe, Schlegel, vielleicht auch an Hölderlin und Höpity. Die Einwirkungen der romantischen Dichterschule, hervorgerufen durch die Lektüre der Schriften von Novalis und Jung-Stilling, befestigten die sittliche und religiöse Richtung in ihm, der er bis zu seinem Ende treu blieb. Uebrigens tritt auch eine gewisse Verwandtschaft mit Theodor Körner zutage.

In Schenkendorfs erster schriftstellerischer Arbeit, einem 1803 abgefaßten und in angesehenen Zeitungen veröffentlichten Aufsatz über die Marienburg, gegen deren Demolierung er Einspruch erhob, bemerken wir noch das romantische Element, das bald darauf in seinen häufig von Schwermut erfüllten Poesien hervorbricht, die sich durch tiefes Empfinden und großen Wohlklang der Sprache auszeichnen, wie z. B. die Gedichte auf den Tod der Kaiserin Maria Ludovika Beatrix von Oesterreich.

Obwohl Schenkendorf manchmal ein wenig überschwenglich wird, so weiß er uns doch mit seinen von Vaterlandsliebe und echter Frömmigkeit erfüllten Dichtungen zu ergreifen, weil seine Worte stets aus dem Herzen kommen und seine Empfindungen niemals konstruiert sind. Mit Unrecht hat Eichendorff in seiner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ Schenkendorf den Vorwurf der Passivität gemacht.

Unter den Dichtern der Befreiungskriege steht dieser am meisten auf positivem Boden; in politischer Beziehung weist er auf das Mittelalter zurück, wie er denn auch immer wieder die Herstellung des deutschen Kaiserthums fordert.

Von Schenkendorfs herrlichen Liedern, die seinem Namen Unsterblichkeit verleihen und längst Gemeingut des deutschen Volkes sind, seien hier erwähnt: „Soldaten-Morgenlied“ (Erbeut euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh), „Der Bauernstand“, „Auf Scharnhorsts Tod“ (In dem wilden Kriegestanze), „Frühlingsgruß an das Vaterland“, das mit den bedeutungsvollen Worten schließt: „Nimmer wird das Reich zerstört, wenn ihr einig seid und treu“; das prächtige Landsturmlied „Die Feuer sind entglommen“, „Auf den Tod der Königin Luise“ (Ruh, schöne Königsrose), „Die deutschen Städte“, „Mutter Sprache, Mutterland, wie so wonnig, so traut!“, „Die gefangenen Sängler“ (Vöglein einsam in dem Bauer), „Christabend“ (Wie die hellen Lichter scheinen), „Schnitzholz“ (In die Ferne möcht ich ziehn), „Palmsonntag“ und schließlich noch das wundervolle Lied „Ostern, Ostern, Frühlingswehen“.

Das sind Lieder, die schon in der Schule die Herzen der Jugend höher schlagen lassen, von edler Ritterlichkeit und romantischer Frömmigkeit erfüllte Lieder, aus denen hohe Begeisterung und echte Vaterlandsliebe spricht; Lieder, die weiterklingen werden von Geschlecht zu Geschlecht, so lange noch der Rhein durch deutsche Fluren strömt und deutsche Sinnesart nicht ausgestorben ist!

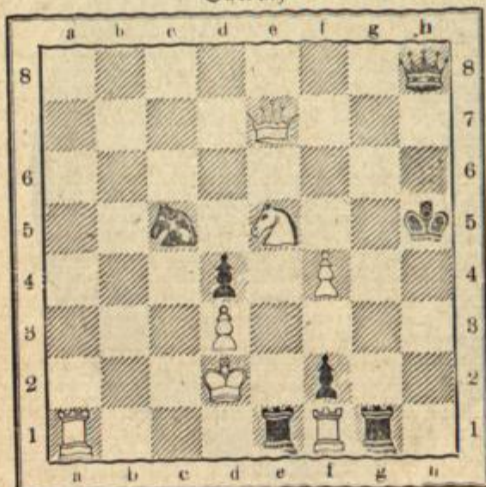


### Sinnsprüche.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporsteigt: Schließt sich der eine dir an, tut sich der andre dir auf. Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldet, M-K ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

## Allerlei.

**Schachaufgabe.**  
Schwarz.



Weiß.  
Weiß zieht an und gibt in drei Zügen matt.



Wo ist der zweite Gefangene?

**Gleichung.**  
 $a - b + (c - d) = x$   
a = Luftwaffe, b = Transportmittel, c = Hüfner-  
rasse, d = Hühnervogel.

**Umkehrrätsel.**  
Das Wort nennt eine Hauptstadt die  
Im fernem Feindesland,  
Manch Modetorheit ihren Weg  
Von dort zu uns her fand.  
Reht um das Wort und seht ihm  
Ein andres Zeichen ein,  
So ist's ein Stoff, der im Geschmack  
Wird süß wie Honig sein.

**Auflösungen der Aufgaben in der letzten Nummer.**

**Problem:**  
Wenn gute Reden sie begleiten, dann fliehet die Arbeit munter fort.

**Verierbild:**  
Bild auf den Kopf stellen, denn links in der Krone des Baumes.

**Worträtsel:**  
Domino.